



Reik_Th_1930a

Zu Freuds Kulturbetrachtung

Theodor Reik

Source: *Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaft*, Vol. XVI (No. 3/4, 1930), pp. 232ff.

I

Die letzten Schriften Freuds sind auch für viele, die sich seine Anhänger nennen, eine Quelle ernster, manchmal peinlicher Verlegenheit geworden. Ihre Einreihung bereitete gewisse Schwierigkeiten, ihre Etikettierung innerhalb der wissenschaftlichen Literatur vollzog sich nicht so glatt als es wünschenswert gewesen wäre. Sie hatten wenig mit den Problemen der Neurosenlehre in jenem engeren Sinne zu tun. Sie waren eher eine besondere Art Erörterung und Kritik der abendländischen Kultur, ein Versuch der Kulturbetrachtung — doch unternommen unter denselben Gesichtspunkten, die früher die psychologische Durchdringung der Psychoseurosen bestimmt hatten. Der entwaffnenden Naivität einiger Kritiker scheint es nun, als sei der Bogen, der von der einen Gruppe der Freudsehen Arbeiten zur anderen führt, die Identität der Person. Er ist eher die einer Persönlichkeit, die gewohnt ist, ihre Gedankenwege bis ans Ende zu gehen.

Nicht nur der Inhalt dieser Probleme, auch die Art ihrer Behandlung mußte ernstes Befremden hervorrufen. Es ist nämlich nicht mehr zu verkennen, daß sich Freud in diesen letzten Schriften subjektiver gibt als in den früheren, daß er etwas von seiner persönlichen Stellung zu den großen Fragen der Zeit und der Zeiten verrät. Gegenüber der nur dem Forschungsobjekt zugewandten, unpersönlichen Haltung früherer Jahre getraut er sich nun der Äußerung eigener Ansichten, die von der Tradition erheblich abweichen. Die Wissenschaft wird gewiß emphatisch erklären, daß sie mit all dem nichts zu tun hat und daß es wissenschaftlich nicht zu verantworten sei, eigene Ansichten über die Beziehungen von Glück und Kultur zu äußern. Ist nicht „Die Zukunft einer Illusion“ gewissermaßen das Credo eines Glaubenslosen, enthält nicht „Das Unbehagen in der Kultur“ ein Stück Weltanschauung eines Beobachters, der sich von Weltanschauungsfragen sorgfältig ferne hielt? Man erinnert sich noch der strengen Zurechtweisung, die Freud nach der „Zukunft einer Illusion“ von Abderhalden und anderen Klinikern erfuhr. Sie wird sich jetzt verschärft wiederholen. Kultur und Glück — so spricht man nicht zu Internisten.

Freuds Subjektivität hat freilich ihren besonderen Charakter: noch im Persönlichen tritt das Überpersönliche hervor. Es sind noch immer Beobachtungen vom anderen Ufer. Anders ausgedrückt: der Eindruck persönlicher Anteilnahme an den Problemen schließt den anderen nicht aus, daß diese Probleme dennoch schon aus einer großen Distanz gesehen sind. Als der Kern dieses Subjektivismus erscheint die stillschweigende Voraussetzung, die Tradition als Argument nicht gelten zu lassen. Der als selbstverständlich gefühlte Vorsatz, die allgemeine Meinung zu überprüfen, auch wenn sie jahrhundertlang allgemein war. Er hat uns Schüler durch



sein Vorbild und seine Kritik gelehrt, die Hochschätzung jeder ernsten Forscherarbeit mit einer gewissen Respektlosigkeit gegenüber dem konservativen Geist der Wissenschaft zu verbinden.

Auch in anderer Richtung ist der Charakter dieser letzten Schriften von dem der früheren unterschieden. Die Andacht vor dem Kleinen ist noch immer da, aber die großen Zusammenhänge treten daneben hervor. Das Mikroskop wird oft beiseitegelegt und das Fernrohr herangerückt. Eine Mahnung aus den Makamen des Harîrî bezeugt die Berechtigung, ja Notwendigkeit eines solchen Wechsels des Standpunkts:

„Zu nah den Augen ist nicht besser als zu fern —
Dich selbst durchschaust du nicht und nicht den Weltenstern.“

Noch immer ist Klarheit das Ziel der Arbeit, aber manchmal tritt nun Abgeklärtheit in den Vordergrund. Noch immer ist der Beobachter in Freud übermächtig, aber daneben erscheint der Betrachter. Noch immer ist es das Wissen, dem sein bestes Streben gilt, aber manchmal wird es von dem nach Weisheit abgelöst.

Ein Einwand sagt: dieser Eindruck ergebe sich einfach daraus, daß die letzten Schriften Freuds Themen behandeln, die sich so sehr von den früheren unterscheiden. Man könne doch den Kampf zweier Urtendenzen der Entwicklung, das Ringen um die Kultur nicht in demselben Geiste, nicht mit derselben unpersönlichen Objektivität behandeln wie etwa die Darstellung eines Falles von Hysterie oder Zwangsneurose? Hier trete einfach jene Eigenschaft hervor, die sich der Akkomodation des Auges vergleichen lasse, eine Fähigkeit, sich für größere und kleinere Entfernungen einzustellen. Das läßt sich hören — wenn es auch manchmal etwas zu sonor, zu volltönig vorgebracht wird. Immerhin erklärt es nicht, warum Freud in den letzten Jahren immer wieder gerade diese Probleme in das so akkomodationsfähige Auge faßt — nachdem er so lange immer nur das Kleine, ja Kleinste aufmerksam betrachtete. Zugegeben, daß das zu Betrachtende eine Änderung der Betrachtungsweise bedingt, aber erklärt dies den Wechsel der zu betrachtenden Gegenstände?

Was hier an Gedanken und Erwägungen, Einfällen und kritischen Überprüfungen zutage tritt, scheint fertig und gerüstet, so wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus hervortritt. Diese Erkenntnisse, die so überraschend anmuten, scheinen nicht erarbeitet, sondern selbst irgendwie geheimnisvoll aufgetaucht. Sie sind auch nicht erarbeitet im Sinne bürgerlichen Gelehrtenfleißes und mühseligen Nachdenkens, sie sind Funde. Dennoch ist jener Eindruck unrichtig. Die Freudschen Entdeckungen sind so lange und so langsam im Stillen gereift, daß sie gewissermaßen fertig an ihren Entdecker herantraten. Diese vollen Eimer kühlen, klaren Getränkes kommen aus tiefem Brunnen; sie haben lange gebraucht, bis sie an deren Rand gelangten.

Die Lektüre jedes Freudschen Buches hinterläßt den Eindruck: dieser Forscher sieht die Dinge so, wie wenn er sie zum erstenmal sehe. Der Eindruck entsteht dadurch, daß Freud die Dinge so oft und so lange betrachtet hat, bis er sie gleichsam wieder zum erstenmal sieht, das heißt: zum erstenmal etwas Neues in ihnen sieht.

Auch die Überlegungen in „Das Unbehagen in der Kultur“ scheinen eben jetzt geboren, dem Tage ihrer Niederschrift anzugehören. Sie sind doch nicht von heute und nicht von gestern. Sie stammen von viel früher und sind nur gestern und heute wieder überprüft worden.



II

Nach der Lektüre der „Zukunft einer Illusion“ wurde hier die Vermutung ausgesprochen, der Autor habe ursprünglich die Absicht gehabt, die Kulturbedingungen allgemein zu diskutieren, die Illusionen, welche die Kulturentwicklung begleiten, einzeln aufzuzeigen. Hat Freud diese Absicht in dem neuen Buche ausgeführt? Nein, aber er gab etwas Ähnliches: eine Fuge über das Thema Kultur und Menschenglück in einem Allegro, das am Ende *maestoso* genannt werden müßte.

Die Einleitung des Buches steht jenem ursprünglichen Plane noch am nächsten. Sie scheint mir der schwächste Teil der Schrift, scheint mir nur halb gelungen, verglichen mit den Einleitungen anderer Bücher Freuds, das will sagen: gemessen am höchsten Maßstab. Ist der Abschnitt von allem Anfang an als einleitender dieser Schrift geschrieben worden? Ist er nicht etwa erst später an diese Stelle gerückt worden? Wie dem auch sei, er würde seine Bedeutung auch außerhalb dieses Buches behalten. Die Verbindung des Abschnittes mit dem Hauptteil des Buches ist sehr lose — wenn man nicht die äußeren Bindeglieder, sondern das wesentliche innere Band beachtet. Was hier vorausgeschickt wurde, läßt das Folgende nicht im geringsten ahnen. Es ist eher ein Prolog, der mit dem folgenden Drama wenig zu tun hat, als ein Vorspiel, das die Handlung vorbereitet.

Eine Vermutung drängt sich hier auf: vielleicht ist der Ausgangspunkt der Einleitung für diesen Charakter des Detachierten, der ihm anhaftet, verantwortlich zu machen. Der Abschnitt wird nämlich von den Äußerungen zweier Freunde des Autors eingerahmt. Die erste — hier hebt das Thema dieses Abschnittes an — behauptet, die eigentliche Quelle der Religiosität sei ein Gefühl wie von etwas Ewigem, gleichsam „Ozeanischem“. Dieses Gefühl habe er, jener Freund, in sich und vielen anderen gefunden. Der andere Freund versichert, er könne in den Yogapraktiken etwa durch besondere Atmungsweisen neue Empfindungen und Allgemeingefühle in sich erwecken und in der Ekstase zu vielem, bisher verschüttetem Wissen vordringen. Sind diese Äußerungen würdig, als Karyatiden des Gebäudes zu erscheinen? Sie überraschen durch ihren besonderen Mangel an Neuheit. Ihr Inhalt ist um einiges öfter gehört worden als der anderer alter Weisheiten. Er füllt die Bücher der Frommen und Weisen nur seit einigen Jahrhunderten. Freud steht diesen Äußerungen seiner Freunde wahrhaftig nicht kritiklos gegenüber; aber er benützt sie als Sprungbretter und hätte so viel bessere wählen können. Er widmet ihnen ein Interesse, das durch die Freundschaft erklärlicher ist als durch ihren Inhalt. Er findet sich „durchaus bereit“ anzuerkennen, es gebe bei vielen Menschen ein ozeanisches Gefühl jener Art. „I am rather sceptical.“ Ich hege den Verdacht, es handle sich bei jenem Freunde, nun, eher um ein Sentiment als um ein Gefühl. Wie soll man es möglichst schonend ausdrücken? Es besteht ein krasses Mißverhältnis zwischen diesen Äußerungen der beiden Freunde und den folgenden Äußerungen des dritten, der sie anführt.

Der Abschnitt gipfelt nicht in der Diskussion der ozeanischen Empfindung und der Zurückführung dieser ziemlich fragwürdigen Erscheinung auf die Entwicklung des Ich-Gefühles. Ein Seitenweg, der bedeutsamer wird als der zuerst eingeschlagene, eröffnet das Problem der Erhaltung des Psychischen. Freud gibt auch hier eher Andeutendes als Ausgeführtes, eher Hinweise auf eine Lösung als diese Lösung selbst, eher fruchtbringende Zweifel als inhaltsleere Gewißheiten. Der Bildungspöbel aller Länder schätzt solche Versuche nicht: er liebt an der Wissen-



schaft die Sicherheiten. In der Wissenschaft wie auf allen Gebieten des Lebens gilt ihm die Lösung: zuerst Sicherheit. Der Zweifel ist ein Feind der göttlichen und menschlichen Ordnung.

Der Höhepunkt dieser Einleitung liegt auf jenem Spaziergang auf dem Seitenwege: in einem Vergleich der Eigentümlichkeiten seelischer Vorgänge mit den Besonderheiten eines wechselnden Stadtbildes. Freud hat sich bereits des öfteren — z. B. in der Notiz über den Wunderblock und in verstreuten Bemerkungen — bemüht, jenen Dauer im Wechsel, jenen Wechsel in der Dauer der psychischen Prozesse darzustellen. Der hier vorliegende Vergleich kommt der so schwer beschreibbaren Sachlage am nächsten — wenngleich nicht nahe genug. Er ist besonders anschaulich und endigt doch im Unanschaulichen. Es ist, als wolle man in der hohlen Hand fließendes Wasser ballen. Es ist zuviel und doch nicht genug. Die einander ablösenden und doch nebeneinander bestehenden Gestalten der „ewigen Stadt“ sich zu gleicher Zeit vorzustellen ist unmöglich und dennoch würde nur eine solche Vorstellung — vergleichsweise gesprochen — ein Verständnis für die Eigenart des psychischen Geschehens ergeben. Es ist ein Versuch, was wir besitzen, wie im Weiten zu sehen und, was verschwand, zu Wirklichkeiten werden zu lassen — in einem anderen Sinne als jene Zeilen Goethes, doch in einer ähnlichen Sinnesart. Nur wer versucht hat, die Besonderheiten des Psychischen in ähnlichen Bildern — etwa in dem bei den Analytikern beliebten Vergleich mit einem Palimpsest — festzuhalten, wird den Freudschen Vergleich völlig würdigen können. Sollte mich übrigens mein Gefühl irreführen, wenn ich zu erkennen glaube, daß dieser Vergleich durch die unbewußte Erinnerung an einige Reden Giacomo Bonis und Nicole Langeliers in Anatole Frances „Sur la pierre blanche“ angeregt wurde?

Immerhin führt auch diese Diskussion eher vom Hauptthema der Untersuchung weg als zu ihm hin. Freud scheint dies selbst anzudeuten, wenn er sagt, das Thema sei so reizvoll und bedeutsam, daß wir ihm auch „bei unzureichendem Anlaß“ Aufmerksamkeit schenken dürfen. Innerhalb der strengen und großen Linien des Freudschen Werkes ist diese Einleitung mit allem Bedeutenden und Anregenden ein Stück von lässigerer Architektur.

III

In großen, reinen Linien bewegt sich die folgende Untersuchung über die Möglichkeiten des Glückes innerhalb der Kultur — bis sich diese Linien vereinigen, verschlingen und das Ganze vielgestaltig und höchst mannigfaltig erscheint, um sich endlich in zwei große Gegensätze zu sondern. Was zuerst gezeigt wird, ist die Fadenscheinigkeit der Glücksfetzen, die sich der Mensch mühsam erkämpft, ist die Bedrohung und Beeinträchtigung der Glücksmöglichkeiten durch die Kultur. Das Glück ist im strengsten Sinne kein irgendwie dauerhafter Zustand; es „entspringt der eher plötzlichen Befriedigung hoch aufgetauter Bedürfnisse und ist seiner Natur nach nur als episodisches Phänomen möglich“. Die nach vielen Richtungen auseinanderstrebende Untersuchung — man könnte sie einer Rhapsodie vergleichen — schließt sich doch von allen Seiten wieder zu dem Resultat zusammen, daß die Wege zum Glück verschieden seien und ihre Gemeinsamkeit nur darin liegt, daß sie alle ihre Ziel nicht erreichen. Keiner der Wege führt völlig bis dorthin. Dennoch bleibt das Glück ein uns gestelltes Problem der Libidoökonomie, dessen Lösung jeder nach seiner Art versuchen muß.

Die großen Wege des Glücksstrebens oder der Leidabwehr werden mit ihren psychologischen



Besonderheiten dargestellt. Dreierlei sind diese Mittel, das Leid zu mildern: Ablenkungen, die uns unser Leben gering schätzen lassen, Ersatzbefriedigungen, die es verringern, Rauschstoffe, die uns für dasselbe unempfindlich machen: ("Dreifach haben sie mir gezeigt, wenn das Leben uns nachtet, wie man's vertrinkt, verspielt, vergeigt und es dreifach verachtet.")

An keiner Stelle dieser Ausführungen geht der Ton des Forschers oder Beobachters in den eines Führers zum Lebensglück oder eines philosophischen Ratgebers über. Er bleibt sachlich, ruhig, wo Schmerzliches behandelt wird. Er scheint manchmal geradezu absichtsvoll kühl, wo für jeden Empfindlichstes besprochen wird. In einem einzigen Satze klingt so etwas wie ein lehrhafter Unterton an: „Wie der vorsichtige Kaufmann es vermeidet, sein ganzes Kapital an einer Stelle festzulegen, so wird vielleicht die Lebensweisheit raten, nicht alle Befriedigung von einer einzigen Strebung zu erwarten“ (S. 37). Solche Mahnung, der griechischen Anschauung von der Sophrosyne verwandt, hat ihre Berechtigung in sich, aber Freud weiß gewiß, wie vergeblich sie bleiben muß. Es scheint, als müsse jede Jugend ihre Illusionen hegen und in Schutt versinken sehen, als könne wirklich keiner keinem ein Erbe hier sein. Aller Wandel der Menschen scheint immer derselbe zu sein und keine Generation von der früheren viel zu lernen. Was an Einsichten übernommen wird, versinkt rasch vor der Erregung des Tages. Der Lebenssatte kann den Lebenshungrigen nicht verstehen — ein Spezialfall des gegenseitigen Nichtverstehens, das die dauernde Grundlage der Gesellschaft ist.

Auch die geschlechtliche Liebe wird nach ihrem Glückswert gewürdigt; daneben das Leid, das sie verspricht und hält. Fraglos hat die Beziehung zwischen Mann und Frau einen bedeutsamen Anteil an der Kulturentwicklung der Menschheit, aber ebenso unzweideutig äußert sich die Entzweiung zwischen der Kultur und der Liebe, die im Gegensatz der Frauen zur Kulturströmung und in der Aufgabe immer ausgebreiteterer Tribsublimierung der Männer begründet ist. ("Souvent la femme nous inspire les grandes choses", sagt Dumas Sohn mit tiefer Verbeugung, aber er fügt, sich aufrichtend, hinzu: „qu'elle nous empêchera d'accomplir“). Jene andere flüchtige Reisebekanntschaft des Lebens, die Freundschaft genannt wird, wird hier nur gestreift. Auch das Wort des Weisen, es sei niemand vor dem Tode glücklich zu schätzen, ist nirgends angeführt und bekräftigt. Es scheint, als schätze Freud das Glück, das nach dem Empfang der heiligen Sterbesakramente gefühlt wird, nicht gebührend hoch ein.

Die merkwürdige Untersuchung verengt sich nun zur näheren Betrachtung und psychologischen Einschätzung jener Leidquelle, die wir gemeinhin Kultur nennen. Es eröffnet sich hier eine merkwürdige, antinomische Situation. Die Kultur, der wir doch alle Waffen entleihen, die wir im Kampf gegen das Leid besetzen, bereitet uns auch Leiden. Sie ist Heilmittel und Gift zugleich. Freud gibt hier eine Art Kulturgeschichte in gedrängtester Form, die Geschichte der Kulturerwerbungen und der Verluste durch die Kultur. Diesem Panorama der Kulturentwicklung kann nur in Freuds Werk Ähnliches zur Seite gestellt werden. Was hier auf einigen Seiten dargestellt wird, gibt Anregungen für die Arbeit einer Generation von Forschern, greift in die Vergangenheit zurück, umfaßt das Heute und sucht das Morgen zu erkennen. Nur auf einige, wenige Aspekte sei hier verwiesen.

IV

Freuds Ausführungen lassen erkennen, daß seiner Ansicht nach die Kulturentwicklung zur Ein-



schränkung der Sexualität drängt. Diese Einschränkung wird dadurch nötig, daß die Beherrschung der Aggressionsneigungen des Menschen so viele lebendige Kraft bindet. An dieser Stelle fallen einige Worte über das Programm jener Bewegung, die meint, das gesamte Unglück der Kulturmenschheit werde nur durch die Einrichtung des privaten Eigentums verursacht und die von dessen Aufhebung das irdische Glück erwartet.

Freud erkennt natürlich an, daß man mit der Aufhebung des Privateigentums der menschlichen Aggressionslust eines ihrer Werkzeuge entzieht, „gewiß ein starkes und gewiß nicht das stärkste“. Er gibt sich doch nicht dem rosenroten Optimismus der Anschauung hin, die alles Übel des Einzellebens und des Daseins der Gemeinschaften aus diesem einen Punkte zu kurieren sich vermißt. Wer viele Menschenschicksale sich abrollen gesehen hat, kann jenen flachen Glauben an diese alleinseligmachende Weltordnung nicht teilen. Es scheint, als seien Organisationen zur Einrichtung des Menschenglückes überhaupt wenig aussichtsreich, während die organisierten Bestrebungen, Menschen unglücklich zu machen, sich großer und ausgebreiteter Erfolge rühmen können. Der Mensch gleicht jenem Bäumchen, das immer andere Blätter hat gewollt, und ich zweifle nicht daran, daß es auch dann andere Blätter wollen wird, wenn sein Laub durch und durch rot sein wird.

Wenn Freud hier die psychologische Voraussetzung des Kommunismus als „haltlose Illusion“ charakterisiert, so hat er sich damit sicherlich die Sympathien vieler Menschen — und darunter vieler wertvoller — verscherzt. Es scheint indessen sein Schicksal zu sein, sich in einem besonderen Zeitpunkt mit seinen Anschauungen in Widerspruch zu allgemein und gerne geglaubten Anschauungen zu setzen. Schon begann die Lehre von der Verdrängung in der Wissenschaft durchzudringen, schon sah man eine nahe Zeit voraus, da die Theorie der sexuellen Ätiologie der Neurosen sogar den Ärzten einleuchten würde, da erschütterte Freud das allgemeine Vertrauen, das sich ihm langsam zuwendete, durch die Behauptung, daß die Religion von der Art einer Illusion sei. Namentlich die Geister, die naturwissenschaftlich erzogen waren, haben ihm die Enttäuschung, die er ihnen so bereitete, noch nicht verziehen. Die meisten freien Geister sind heute nämlich im tiefsten gläubig. Es ist das Kennzeichen eines wahren Naturforschers, daß er sich strenge auf sein Beobachtungsmaterial beschränkt, die Bildung jeder Hypothese, die über die Empirie hinausführt, energisch zurückweist und im übrigen unerschütterlich an das Absolute glaubt. Nur auf dieser Grundlage ist freie, voraussetzungslose Wissenschaft möglich.

Die Entrüstung, die sich nach dem Erscheinen der „Zukunft einer Illusion“ namentlich in Ärztekreisen erhob, war groß. Die Priester der verschiedenen Religionen verhielten sich verhältnismäßig tolerant, aber einige unserer ärztlichen Kapazitäten erklärten, daß Freud das Heiligste in den Staub zerze. Man behauptet, es gebe eine große Anzahl ungläubiger Priester, aber man wird, wenn man jene Äußerungen über Freuds Buch verfolgt, an der Glaubensstärke mancher Psychiater und Nervenärzte keinen Zweifel mehr hegen.

Die Kommunisten, welche mit tiefer Befriedigung Freuds Ausführungen über die Überflüssigkeit der Religion für unsere Gesellschaftsordnung zur Kenntnis genommen hatten, sahen in Freud bereits einen der ihren, da erklärt er nun, er sehe in der Aufhebung des Privateigentums allein nicht die Morgenröte allgemeinen Menschheitsglückes. Er wird bald die Äußerungen des Unwillens dieser Partei zu hören bekommen. Es scheint das Schicksal seiner Ansichten zu sein,



Anstoß zu erregen. A. France behauptet: „Il est dans la nature des vraies sages de fâcher le reste des hommes.“

Freud ist nicht unbedingt; er ist nicht „unentwegt“, wie man es jetzt gerne nennt. Er zieht es vor, aufrichtig zu sein. In einer privaten Diskussion, welche politische Themen streifte, bemerkte er einmal, er erkenne es nicht an, daß man „rot“ oder „schwarz“ sein müsse. Es genüge, daß man fleischfarben (d. h. ein Mensch in jenem besten Sinne) sei.

V

Es wird den Menschen offenbar nicht leicht, auf ihre Aggressionsneigung zu verzichten. Freud weist auf den Vorteil eines kleineren Kulturkreises hin, welcher der Aggressionsneigung in der Befindung der Außenstehenden einen Ausweg, sozusagen einen Notausgang bietet. Allein ein solcher Kulturkreis wird auch Objekt der Aggressionsneigung der umgebenden Mächte und seine eigene Kultur ist zum Untergehen, beziehungsweise Aufgehen verurteilt. Gelangt sie aber zur Macht, so wird sie ihre Aggressionsimpulse durchführen können und die Vernichtung der Außenstehenden wird eine ihrer hervorragendsten Kulturleistungen sein. Die Weltgeschichte zeigt, daß jede Nation, welche ein gewisses Kulturniveau erreicht hat, von einer anderen unterworfen, versklavt, gedemütigt wird, um auf diesem Wege der fragwürdigen Segnungen einer höheren Kultur teilhaftig zu werden.

Es gibt gewiß auch andere Möglichkeiten einer Domestizierung der Aggressionsstrebungen der Menschheit, andere Auswege, die wir vielleicht noch nicht genug gewürdigt haben. Auch hier wird von der Gesellschaft eine zu hohe ethische Forderung präsentiert; sie muß unerfüllbar bleiben. Ein Stück der menschlichen Aggressionsneigungen hat offenbar Anspruch auf Befriedigung. Der mildeste der Menschen, der von ihnen als Heiland verehrt wird, hat harte Ausdrücke nicht vermieden und die Wechsler mit Hieben aus dem Tempel verjagt — was will man da von uns gewöhnlichen Sterblichen erwarten? Man wird eher daran denken müssen, die gewaltigen Aggressionskräfte der Menschen zu kanalisieren als sie zu unterdrücken, da sie sich nicht ausschalten lassen. Eine wirklichkeitsfremde und -ferne Phantasterei erwartet, die Menschen sollten einander lieben. Es ist sehr zweifelhaft, ob die maßvollere Mahnung: „Hasset einander weniger!“ irgendeinen Widerklang finden würde, der über ein theoretisches Interesse hinausginge.

Wie mir scheint, besteht ein intimer Zusammenhang zwischen dem Schicksal der Sexualität und der Aggressionsstrebung innerhalb der Kulturentwicklung. Auch die Aggressionsneigungen werden mit dem Alter einer Kultur schwächer — mögen wir immerhin in Ausnahmsituationen an ihre alte elementare Kraft und ihre archaische Formen gemahnt werden. Das Alter einer Kultur schafft den Angriffsstrebungen zum mindestens eine veränderte, humanere Ausdrucksweise. Es entsteht sozusagen eine durch Urbanität gemilderte Form der Aggression.

Mit dem Anwachsen und Ausbreiten der Kultur entsteht außer der wachsenden Triebeinschränkung eine andere Gefahr, die Freud „das psychologische Elend der Masse“ nennt. Dieser Kulturschaden werde dort am stärksten hervortreten, wo die gesellschaftliche Bindung hauptsächlich durch Identifizierung der Teilnehmer untereinander hergestellt wird, während Führerindividualitäten fehlen oder nicht die gebührende Bedeutung erhalten. Es ist vielleicht nicht



überflüssig zu betonen, daß solche Einschätzung der Persönlichkeit gegenüber den Massen nichts mit dem banalen Gegensatz von Egoismus und Altruismus zu tun hat. Gerade das Beispiel Amerikas, dessen gegenwärtigen Kulturzustand Freud unter den Schatten jener Kulturgefahr sieht, zeigt, wie irrig eine solche Gleichsetzung wäre. Dieses Land, dessen Slang die Bezeichnung „Number One“ für „ich“ gebraucht, zeigt ein erschreckendes Beispiel von Verarmung großer Individualitäten. Die Kultur hat hier die Menschen „standardized“, aber auch die Anschauungen dieser Menschen.

Es ist gewiß leidvoll, einsam zu sein, aber es bleibt fraglich, ob die Gemeinsamkeit immer Glück bedeutet. Auch ist es möglich, gesellig und doch isoliert zu sein, so wie es andererseits möglich sein muß, allein zu sein und doch an der Gesellschaft teilzunehmen. Die Neurose hat die Tendenz, die Menschen aus der Sozietät zu ziehen, aber vielleicht ist solche Vereinsamung auch eine der Voraussetzungen jeder größeren Kulturleistung? Die Kultur will den Zusammenschluß zu größeren Einheiten. Vielleicht ist aber Kultur — in ihrem tiefsten Sinne — nicht möglich ohne jenen Wechsel von Einsamkeit und Gemeinsamkeit? Es scheint mir auch eine Kulturforderung, daß der Mensch die Einsamkeit verträgt, daß er allein zu sein vermag, daß er nicht gezwungen ist, sich als Massenbestandteil zu fühlen. Vielleicht wird eine künftige Zeit zwischen einer Kultur des Einzelnen und der Masse unterscheiden.

VI

Die Anerkennung eines besonderen, selbständigen Aggressionstriebes gibt Gelegenheit, noch einmal die Entwicklung der analytischen Triblehre Revue passieren zu lassen. Freud verfolgt sie bis zur Aufstellung des Gegensatzes von Lebens- und Destruktionstrieben. Hier eröffnen sich Aussichten auf die schwierigsten Probleme des Triblebens in ihrer Beziehung zur menschlichen Kultur. Freud erblickt den Sinn der Kulturentwicklung — sollte man nicht vorsichtiger von ihrem Gesetz sprechen? — in dem Kampf zwischen Eros und Tod, Lebensantrieb und Destruktionsimpuls, wie er sich an der Menschenart vollzieht. Die Diskussion der Mittel, deren sich die Kultur bedient, um die ihr entgegenstehende Aggression zu hemmen, führt wieder zum Problem des Schuldgefühls zurück, das so oft von den Analytikern diskutiert, noch immer so viel von seinen Dunkelheiten behalten hat. Diese Diskussion zeigt wieder den ganzen Reichtum an Gedanken in der Verfolgung der Prozesse der Verinnerlichung der Aggression, ihrer Wendung gegen das Ich, in der psychologischen Darstellung der Funktionen des Über-Ichs, in der Differenzierung von Schuldgefühl und Reue. Freud beansprucht keineswegs, alle Probleme dieser Art beantwortet zu haben — auch nicht, alle gestellt zu haben. Er hat es ja immer abgelehnt, die Lücken unserer Erkenntnis durch einen Systemüberwurf verdecken zu wollen. Die Verzeihung des Über-Ichs in ihrer Bedeutung für die Neurose und für das Schicksal des Einzelnen, die unterirdische Verbindung von Trotz und Schuldgefühl, die von narzißtischer Besetzung und von Toleranz gegenüber dem eigenen Tribleben sind Probleme solcher Art. Man erhält einen starken Eindruck von der fortwirkenden, von der unentrinnbaren Verbindung von Kultur und Schuldgefühl, von der unvermeidbaren Steigerung des Schuldgefühls mit dem Kulturfortschritt, einen Eindruck, der im Vergleich an die tiefe Lehre von der Erbsünde denken läßt. Hier gibt es noch so vieles, was des Fragens wert, so vieles, was fragwürdig ist. Nicht alles, was Freud gerade hier gibt, will sich uns widerspruchslos darstellen. Aber dort auch, wo wir meinen, Grund zum Zweifel, zu Bedenken zu haben, werden wir von der inneren Logik und der



Aufrichtigkeit der Freudschen Gedanken aufs tiefste angesprochen.

Das Bild, das sich an dieser Stelle bietet, ist folgendes: ein sich steigernder Druck des Schuldgefühls drängt den Einzelnen zur Gemeinschaft, läßt im Zusammenleben mit den Menschen wieder neue Konflikte entstehen, verstärkt die Aggressionslust und das Schuldgefühl — es ist ein *circulus vitiosus*. Es ist vielmehr eine Spiralenentwicklung, die auf höherem Niveau wiederholt, was an ihrem Anfang stand. Ihr Ende (oder ihr neuer Anfang) wird vermutlich durch den Zusammenbruch einer Kultur gekennzeichnet. Der Preis für den menschlichen Kulturfortschritt ist also die Glückseinbuße durch Vertiefung des Schuldgefühles. Das Wenige, das dem Kulturmenschen am Ende an Glückswert verbleibt, ist vielleicht das Gefühl (die Illusion?), als Einzelner Vielen geholfen zu haben, das Glück der Persönlichkeit im Dienst der Gemeinschaft. Das bleibt wohl der Weisheit letzter Schluß. Es ist freilich eine recht beschränkte, recht schwache und schwächliche Weisheit, kurz, eine Menschenweisheit, aber wir verfügen über keine bessere.

Ein Zweifel bleibt. Mephisto spricht ihn aus:

„Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geschaffenes zu Nichts hinwegzuraffen!
,Das ist vorbei', was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär es nicht gewesen.
Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre!
Ich liebe mir dafür das Ewig-Leere.“

Der Ausklang des Buches klingt hoffnungsvoll — mit Vorbehalt. Die gegenwärtige Zeit scheint nach des Autors Ansicht einer Entscheidung zuzutreiben. Die Beherrschung der Naturkräfte würde es den Menschen jetzt leicht machen, einander bis auf den letzten Mann auszurotten. Es bleibt zu erwarten, daß nun der ewige Eros eine Anstrengung machen wird, „um sich im Kampf mit seinem ebenso unsterblichen Gegner zu behaupten“. Zu behaupten? Doch wohl nur für eine kürzere oder längere Zeit? Es wäre ein Provisorium, bis der Destruktionstrieb wieder Herr wird und das alte Spiel wieder beginnt, bis am Ende auch die Schöpfungen des Eros — auch er ein Teil des Teils, der anfangs alles war — wieder zurücksinken in die Nacht und in die Kälte, welche die Zukunft unseres Planeten kennzeichnen. Dieses Ende liegt indessen noch in weiter Ferne und Freuds hoffnungsvoller Ausblick gilt der nächsten Zukunft, gilt Unserer Kinder Land. Mit Recht meint er, im Grunde verlangen wir alle, die wildesten Revolutionäre nicht weniger leidenschaftlich als die bravsten Frommgläubigen, Trost, den er ihnen nicht zu bieten vermag. Sie lieben nämlich alle das Leben und noch da, wo sie seine Werte schmähen und vereschmähen, geschieht es aus *dépit amoureux*!

Freud lehnt es ab, den Propheten zu spielen, aber das Ende seines Buches ist von der Natur eines freundlichen Zweifels, einer sanften Hoffnung: *In dubio mitius*.

VII

Der Stil Freuds ist derselbe geblieben, auch hier, wo er beschleunigter, man möchte sagen, bei aller Ruhe persönlich beteiligter klingt. Noch immer herrscht die strengste Ordnung in der gedanklichen Fülle. Noch immer bewundert man jene Einfachheit und Sparsamkeit des Stils, den sich nur die Reichsten gestatten können. Nicht auf Einzelheiten des Ausdrucks kommt es hier



an, — so vermag ich die Bewunderung vieler für die Bezeichnung „Prothesengott“ nicht zu teilen, — sondern auf die bindende und lösende Gewalt dieser Sprache. Sie reicht von der zartesten Andeutung bis zu einem Klang, als ob alle Glocken läuteten. Ihre persönliche Prägung ist in der langen, schweren Periode ebenso stark wie im epigrammatischen Satz. Auch in diesem Buche findet sich — neben manchem lässig Gesagten, Halbgelungenem — Unvergeßbares. Die Kulturentwicklung wird als der Kampf zwischen Eros und Todestrieb, als der Lebenskampf der Menschenart gekennzeichnet. Es folgt der Satz: „Und diesen Streit der Giganten wollen unsere Kinderfrauen beschwichtigen mit dem ‚Eiapopeia‘ vom Himmel!“ Man kann den Gegensatz nicht treffsicherer, nicht packender darstellen. Der Versuch, eine neue kommunistische Kultur in Rußland findet in der Verfolgung der Bourgeois eine psychologische Unterstützung: „Man fragt sich nur besorgt, was die Sowjets anfangen werden, nachdem sie ihre Bourgeois ausgerettet haben.“ Das ist die Sigmund-Freud-Weise. Man kann sie nicht verwechseln. Wir wollen auch den mephistophelischen Ton, der gelegentlich in dieses faustische Ringen dringt, nicht missen.

Auch eine andere Eigentümlichkeit der Freudschen Arbeiten ist erhalten geblieben: der dialogische Charakter, in dem die Untersuchung vorschreitet. Auch in diesem Buche erscheint er in Frage und Antwort, Problem und Lösungsversuch, Behauptung und Einwand. Zahlreiche Wendungen bezeugen diese Eigenart („Ich kann wenigstens ohne Entrüstung den Kritiker anhören, der meint ...“, „Ich verstehe es sehr wohl, wenn jemand den zwangsläufigen Charakter der menschlichen Natur hervorheben und zum Beispiel sagen würde ...“, „Ich kenne auch die Einwendung dagegen, daß ...“). Es ist sozusagen ein verdeckter Dialog. Inmitten dieses Chores gegensätzlicher Stimmen und daneben, darüber schwingt eine Stimme von unvergeßlicher, ruhiger Eindringlichkeit: „Vivos voco“.

Gewiß, dieses Werk will keine prinzipiell neuen Ideen bringen, es greift auf alte, oft gedachte, oft überprüfte Annahmen zurück. Die Nachlese, aus der es stammt, ist doch so viel reicher als die Ernte zahlreicher Forscher. Dankbar und bewundernd fühlen wir auch bei der Lektüre dieses Buches die tiefe und nachhaltige Anziehung der Freudschen Gedankenwelt im Sinne jener Inschrift auf dem Ringe der Frangipani: „Mit Willen zu Eigen“.